

Direktor des Pariser
Alexander Dumas,
in seinem speziellen
noch jetzt häufig auf-
er auf eine Stadt-
mäßig, daß er, der
so wenig verstand,
Er bot ihm außer
Fall, daß das Schau-
60 000 Fr. erzielt
das überließ ihm im-
acht an dem Drama
dem Stück. Alles
eingebracht hatte,
Auf mehr als 2000
scheidenden, rechnen.
ellung den Direktor
attois aber wies ihn
sagte er, „wir sind
der veranordneten
st allerdings schlimm
e Dumas. „Würden
ihm nicht gut ab-
de Hand des berühm-
in, wie der Weg zur
gefeimter Geschäfts-
i Villets, das Stück
einen ganzen Frank
dem Direktor an und
in Empfang. Das ge-
Direktor zurück. C. D.

inden und die Aug-
schmiedend und gibt
des mit reichlichem
nd.

rt von den Erbslöhen
elrecht feucht halten,
ein Sand oder Asche

Biegen hilft, sofern
Krankheiten andelt,
lute und 10 Gramm
bater Brei entsteht.
was auf die Zunge.

ach Seifenwasser in
erdurch der Anstrich
füren mit einer Ab-
mittel der Seife nicht
en.

anger nicht verwendet.
gebrauchen, da es ihn
t eine Kruste auf der
m dies zu verhindern.
der Ente mit unter.

arade.

uhen Händen,
a wie an die Tür.
ie auch wenden,
ie für und für.
hier ercheinert,
h benennt,
d, wo's Gange
t man kennt.
Guggenberger.

ätsel.



bedruckt und heraus-
gibt.



Plauder-Stübchen

1916. * Nr. 29.

Wöchentliche Beilage zum

Rheingauer Bürgerfreund.

Verlag von Adam Etienne, Destrach-Ettville.

Letzte Liebe!

Roman von J. Dalden.

3.

(Nachdruck verboten.)

Lilia Luzius saß vor dem Flügel und übte an dem Lied von Gries: „Ich liebe Dich!“ Es dunkelte schon. Sie hatte die hohe Stehlampe eben angezündet, die nun unter dem roten Seidenschirm ihr warmes Licht über die Sängerin warf. Und halblaut begann sie jetzt mit dem süßen Schmelz ihrer weichen Altstimme:

Du, mein Gedanke,
Du, mein Sein und Werden,
Du, meines Herzens höchste Seligkeit,
Ich liebe dich wie nichts auf dieser Erden —
Ich liebe dich — in Zeit und Ewigkeit!

Sie wollte eben die zweite Strophe beginnen, als das Stubenmädchen die Tür öffnete mit dem Beiseid: „Fräulein

Lilia möchte zum Abendessen kommen!“

Sie folgte dem Mädchen auf dem Fuß in das Zimmer, wo die große Hängelampe ihr helles Licht über den zierlichgedeckten Tisch warf. Wie im Traum hörte sie dem Plaudern der Eltern zu, ihre Gedanken waren weitab. Sie hatte vorhin von Hans Lassen einen Brief bekommen, einen so warmen, zärtlichen Brief, der hielt ihr Denken noch immer umfangen.

Jetzt aber rann ihr ein eisiger Schreck durch die Glieder. Da war ja noch ein Brief gekommen von ihrem Bruder Manfred, eingeschrieben sogar, und sie hatte ihn, da die Eltern abwesend waren, in Empfang genommen.

Sie hatte ganz vergessen, dem Vater das Schreiben zu geben. Ein scheuer Blick flog aus ihren dunklen Augen zu ihm hinüber, aber er sah ganz wohlgenut seine Suppe mit all der Behaglichkeit

einer guten Dame. „Es ist vorhin ein Brief an dich gekommen, Vater, eingeschrieben, von Manfred“, begann sie tapfer und ohne zu stocken unter seinem erstaunt auf sie gerichteten Blick.

„Na, erlaube mal!“ sagte er stirnrunzelnd und legte den Löffel aus der Hand. Frau Luzius sah ängstlich zu Lilia hinüber.

„Das sagst du jetzt erst? Was will denn der Bengel? Eingeschrieben ist der Brief? Das wird wohl eine schöne Geschichte sein!“ Er nahm den Löffel wieder zur Hand, und Mutter und Tochter atmeten auf.

„Erst will ich wenigstens essen, den Arger erfahre ich noch früh genug!“

Das fröhliche Plaudern war verstummt.

Frau Luzius verspürte keinen Appetit mehr. Was mochte nun wieder sein mit Manfred? — Hatte er Schulden gemacht? Warum schidte er den Brief eingeschrieben? — Etwas Ernstes mußte es sein, daß er solches Gewicht auf diesen Brief legte.

„Bring mir den Wisch auf mein Zimmer!“ damit warf der Hausherr die Serviette zusammengeknüllt auf den Tisch und erhob sich.

Lilia kam eilig seinem Wunsch nach. Sie sah nicht, wie wohlgefällig er ihrer schlanken, geschmeidigen Gestalt nachblidete.

Das Mädel war hübsch! Wie war ihm das so aufgefallen als wie heute, und als sie ihm nun diesen Brief brachte, hielt er sie fest und bog ihr blühendes Gesicht zu sich hernieder. Er küßte sie zärtlich.

„Schenk mir was, Vätting!“ schmeichelte sie und setzte sich auf die Armlehne des großen Schreibtischs. „Ich möchte mir ein Kleid kaufen, ganz weiß mit Spitzeninsätzen!“

„Schon wieder!“ Er griff lächelnd in die Tasche nach dem großen, abgenutzten Geldbeutel. „Da, du Schmeicheltag!“ Zwei blaue Scheine glitten in ihre schlante Hand.



Deutsche Sanitätskolonne auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Hofphot. Oskar Zellmann, Eichwege.

„Danke, Batting!“ rief sie jubelnd und lachend und glitt von ihrem schmalen Sitz, während er langsam und bedächtig den Brief seines Sohnes öffnete.

Lilia war zur Mutter hinüber geeilt, ihr jubelnd das Geld zu zeigen. Sie hatten im Wohnzimmer an dem runden Sofa sich Platz genommen, Frau Luzius mit dem Strickzeug, Lilia mit ihrer Stiderei. Vielleicht nahm der Vater diesmal etwas früher und länger Urlaub für Nordney. Das Mädchen strahlte vor Freude.

„Mutti, dann laß ich mir noch ein Kleid arbeiten in crème Cheviot, da muß ich doch etwas mehr Kleider haben, weißt du, da ist viel los!“

„Du hast doch Sachen genug, Lilia! Du bist unersättlich!“

„Es freut dich doch auch, wenn ich schön bin, wenn alle mir nachschauen, nicht Mutti? — Und ich bin doch jetzt bald zwanzig Jahre alt! Die schönste Zeit des Lebens! Da darfst du nicht so sehr rechnen, Mutti!“

Frau Luzius lächelte. Das Kind hatte ja recht! Und hier hatte es so wenig in dem kleinen Nest! Die Reise im Sommer war alles, was sie ihr bieten konnte, an Abwechslung und Freude.

Drüben wurde eine Tür zugeschmettert. Sie horchten auf.

Vater kam mit wichtigen Schritten durch die anliegenden Zimmer, das bedeutete nichts Gutes.

Frau Luzius duckte sich schon zusammen in ihre Sofaede und richtete den Blick auf den eben Eintretenden.

Sein sonst so blaßes Gesicht war gerötet, Manfreds Brief warf er zerfunkt vor die Frau auf den Tisch.

„Da haben wir die Bescherung! Anstatt zu arbeiten, hat er Liebchaften im Kopf. Verlobt hat er sich mit einer Oberförsters-tochter! Sonntag wird er herüberkommen und alles besprechen, unseren Segen erbitten, natürlich erst dann, wenn dort schon alles niet- und nagelfest! — Unser Herr Sohn, ja! — Ob wir einverstanden sind, das ist ja ganz nebensächlich für ihn! Aber er soll mich kennen lernen in der Beziehung!“

Frau Luzius griff zitternd nach dem Briefbrette.

Ihr Einziger, ihr Manfred hatte sich verlobt! Schon ehe sie den glückstrahlenden Brief las, nahm sie Partei für ihn in ihrem Herzen. Sie würde ihm schon beistehen!

Hatte sie ihm nicht jeden Wunsch zu erfüllen versucht, hatte sie nicht immer alles für ihn geregelt, geschlichtet, was hier und da aufstand an Streit zwischen Vater und Sohn? Ihr Junge, ihr einziger, geliebter Junge, der so an ihr hing mit seinem warmen, weichen Herzen, der hatte sich verlobt!

Und während sie las, betrachtete Lilia das Bild, das der Bruder von seiner Braut beigelegt hatte, ein schmales, längliches Bild, Aquarellformat. „Erna Ellen“ stand unten in kühner, großzügiger Schrift zu lesen. Etwas Triumphierendes sprach aus dem Lächeln des pitanten Gesichtchens, das sich unter der Fülle des hochgenesteten Haares ein klein wenig in den Nacken bog.

Lilia betrachtete die Fülle dieses hellen Haares staunend. Ob das echt war? Und wie dies Kleid sah! Wundervoll kam der schlanke, biegsame Wuchs zur Geltung! Und dieser Hals, den kein Schmutz zierte, diese fein modellierten Schultern und dieser Arm, so entzückend in seiner Rundung . . .

Lilia seufzte. — Ihr Vater bog sich zu ihr nieder.

„Du bist ja ganz chloroformiert, Mädel“, sagte er spöttisch und nahm ihr das Bild aus der Hand. „Hübsch ist sie. Aber was nützt das alles, wo die Hauptfache fehlt! Nicht einen Heller Vermögen hat die Kleine! Was denkt sich der Manfred eigentlich! Das ist doch eine ganz aussichtslose Geschichte, in die er das Mädel hineinzieht! — Du sagst ja gar nichts, Amalia?“ wandte er sich an die Frau, die jetzt langsam den Brief zusammenfaltete.

„Was soll ich sagen! — Meine Meinung würde deinen Entschluß kaum ändern und zudem wird Manfred ja am Sonntag kommen und es ist dann noch Zeit genug, darüber zu reden!“

„Gar nichts wird darüber geredet!“ schrie er blaß vor Zorn.

„Ich werde ihm schon allein den Kopf zurechtsetzen! So wunderbar es dem Herrn Sohn erscheinen mag, seine Lustschlösser für diesmal einstürzen zu sehen! — Ich huldige nun mal nicht dem modernen Zug der Zeit, daß die Kinder sich ihre Wege bahnen nach eigenem Ermessen! In meinem Haushalt halte ich an dem alten Weg fest, den ich selbst habe gehen müssen und den die Alvordern ebenso gegangen sind. Man wirbt erst um ein Mädchen, wenn man das Einverständnis von Vater und Mutter auch sicher hat, noch dazu, wenn man so ganz noch vom Elternhaus abhängig ist wie Manfred.“

Lilia bog sich tiefer über ihre Arbeit und lächelte.

Wie gut, daß Vater nichts wußte von ihrer Verlobung mit Hans Lassen! Und nun würde sie ihn gerade heiraten! Jetzt erst recht! Vielleicht ließ sie sich von ihm entführen, dann mußte Vater doch Ja sagen, ob er wollte oder nicht! — Nie hatte sie größere Sehnsucht nach dem Hans gehabt als in diesem Augenblick! Und so lang hatte sie ihm nicht geschrieben . . .

„Ich schreib noch an Lona!“ sagte sie halb laut zu der Mutter, ehe sie das Zimmer verließ.

Der Vater folgte ihr auf dem Fuß, um sich in sein Zimmer zurückzugeben. Er hatte ein neues interessantes Buch vor, von einem Franzosen geschrieben. „Die Zeit der Revolution!“ — Wozu sich den schönen Abend verärgern lassen durch Manfreds Dummheit! —

Frau Luzius aber las noch einmal den Brief ihres Jungen und dann nahm sie das Bild zur Hand und vertiefte sich in das reizende Gesichtchen des Mädchens, das Manfred so heiß und innig liebte.

Frau Luzius hatte ein leichtes Geblüt, wie man zu sagen pflegt. Sie nahm die Dinge im Leben nicht schwer, sondern sah phlegmatisch zu, wie die Wellen des Stromes trieben, an dessen Ufer das Schicksal sie gestellt. Sie nahm auch die Rolle nicht tragisch, die die Herrschernatur des Mannes ihr zuwies, im Gegenteil, sie hatte es schließlich wie eine Bequemlichkeit empfunden, daß sie für den Kurs, den ihr Lebensschifflein nahm, nie verantwortlich war. Sie lebte so ein behagliches Dasein, sie empfand nicht einmal jene feine Klust, die sie innerlich von dem Mann und seinen geistigen Interessen so vollständig isolierte. Sie fand ihre volle Befriedigung in dem Hauswesen, das sie musterhaft leitete und vor allem in ihren Kindern! Sie war die beste und bequemste Gefährtin für einen Mann wie Manfred Luzius, eine Art Haremsnatur, der das innerste Leben des Mannes für immer ein unbekanntes Gebiet bleibt.

Vielleicht hatte er dies schon gewußt, als er sich um ihre Hand bewarb, als ihn das anmutige Äußere der kaum neunzehnjährigen so fesselnd anzog, nicht minder aber die günstige Vermögenslage ihres Vaters, dessen einziges Kind sie war. Vielleicht hatte er gehofft, hatte er versucht, sie zu sich herüberzuziehen in seine Welt, Interesse bei ihr zu erwecken für das, was ihn so brennend interessierte an bildender und erzählender Kunst! Vielleicht hatte er gehofft, in ihrer Seele den Funken zu finden und zu entzünden, wenn er sie mit sich nahm nach Paris, um ihr die Wunderwerke des Louvre zu erschließen, oder mit ihr die Campagna von Rom zu durchwandern, jene Stätten zu grüßen, wo heut nur noch Trümmer erzählen von einer Zeit, da die Kunst so viel höher und vergeistigter Unvergängliches zu schaffen verstand. —

Aber nach den ersten Reizen hatte sie ihm lachend erzählt, wie fürchterlich langweilig das doch sei und mit dem Zeugs möchte er sie doch lieber verschonen! — Da ginge sie lieber nach Kolberg mit den Kindern, in solch einen gemüthlichen Badeort, und er könnte unterdes in den Katakomben herumtrotzen! —

Nach jener Zeit reiste er allein! — Er schuf in seinem Zimmer eine Welt für sich. Bilder und Kunstgegenstände begannen die Wände des stillen Gemaches zu schmücken, immer mehr breitete sich die Bibliothek schöner Werte, interessanter Aufzeichnungen aus, die auf hohen Holzgestellen ihren Platz hatten und beinahe die ganze Längswand des Zimmers füllten.

Aber daß er so ganz allein war in seinem kleinen Reich! Daß niemand da war, der so wie er Freude und Verständnis für seine Schätze zeigte! Unter den Kollegen war keiner, der ihm in Freundschaft nahe stand. Sie hatten auch alle außer ihrem Beruf kaum ein Interesse als höchstens den Stammtisch. — Als Lona, die ältere der beiden Töchter, erwachsen war, hatte er versucht, in ihr das Interesse zu wecken, sie einzuführen in die Geschichte der Kunst, der Literatur, an ihr nach und nach einen Kameraden sich heranzubilden. Aber die Schen, die er den Kindern anerkennen hatte, machte das Mädchen unfrei und verschlossen, es fehlte zuversichtliches Vertrautsein zwischen ihnen, das das Lehren und Verstehen ihnen erst zur Freude hätte machen müssen. Fremd stand Lona vor ihm mit dem bißchen Wissen der höheren Tochter, sie verstand so herzlich wenig von dem, was Vater ihr da erklärte und sie atmete auf, wenn er sie endlich mit einem spöttischen Lächeln entließ. Und Lilia?

Mit der hatte er erst gar nicht angefangen. Die war ja ganz das Kind der Mutter. — Oberflächlich und noch viel weniger lernbegierig als Lona. Ein Schmutz, ein Kleid, ein neuer Hut, das waren die Wichtigkeiten ihres Horizontes! —

Und während er vor dem Schreibtisch saß, studierend und lesend, oder sich wie eben jetzt zum Nachdenken in den Sessel zurücklehnd, mußte er immer wieder an ein paar Worte in des Sohnes Brief denken, die ihn so unerbittlich verfolgten in der Stille seines Zimmers.

„Ich glaube in ihr diejenige gefunden zu haben, die mir nicht allein Geliebte und Frau einst sein wird, sondern vor allem der Lebenskamerad, der Hand in Hand mit ihr gehend, die Ergänzung, das Echo jedes meiner innersten Gedanken sein wird!“ —

Und das schrieb Manfred! —

Der leichtlebige, fröhliche Manfred, der das ganze Dasein auffaßte wie einen lustigen Fasching, der nie bisher an ernstes

Jegendwo pfiß die Stube war es so still schwer lastend auf tränenleer unter der etwas ist aus der Augen gehört . . .

Und sie stand leise und sie küßte die blei-

Praktisch

Die deutsche Hausfrau bemüht sich fruchten zu strecken, dörren Gemüsen und lange es noch frische Bananen, Maronen lange hin, bis frische in den Frühsommer oben genannten Erfrischte soll man die nehmen. Apfelsinen Apfeln oder Banane vermengt ein wohlhaftes Kompott, das der Hauptmahlzeit, Schlederei ansehnlich mit den einfachen Apfelsinencremes, weizenmehl, Kartoffel Sygama hergestellt standteil der Mahlfrüchte ersparen. Apfelsinenzeit Apfelsinchen eintochen, den an anderem Obstum Eine, besonders für vorchrift ist folgendes süße Apfelsinen werden weichen Säfte und mit 1/2 Liter Saftsieb gefrucht. Am nächsten und in gelocht und dann Die angegebene Mengen bei zweimaliger, wohlgeschmeckter wachsende nimmt man und wohl auch et das Mus herzhafte noch 1/4 Karotten mehr allzureichlich nicht als kriegswirt.

Als Dauerobst Bedecke Art in die 1 Bsd. abgeschaltete Kompott ist sehr Saft ergibt noch Bereitung von Saftreichtum diese vermengt, ein gut trinkt und auch mit zu Süßspeisen gut Säften. Die Schalen ebenfalls einen Bowlen, Rinsch Will man die Sch mit einem dünnen werden und zwar Häutchen ganz dü dann in sehr feine wärmtes Gefäß einem Liter Wasser kochend über die bis zum andern durch ein Mulltuch 25 Minuten. Man rechnet man 2 P Sind die frisch an die Reihe, bei Zubereitung auch

sie in den Bach
Nun sei die win-
Haus geschleppt
den ganzen lieben
s, Karnerin, daß
Bach zu werfen,
heraus?"
Alte zur Antwort.
einer Mutter die

rb auf, „wer wird
tag, Karnerin ...“
ungen im Wasser
nur a Maß ...“
as Vieh ...“
wer ...“

man Ihnen das
h einer Weile war

ir mein Magdale

ich zu werden wie
hterl — is ja nur
b'n irgendwo ...“
gte, so wie Frauen

den Weg zurück.
irgend etwas er-
h — so furchtbar
konnte kein Wort

gen Truhe sah das
erten auf die alte
r, bis sie die Worte
... von der Straße

pleppte sich in die
Tränen. Wie der

alte Frau weinen
d um ihre Lippen

...“
das gebührt mir
mmel aus ... Ich
ter g'ruß'n hast, so
das Wort Mutter

kleider der Frau,
u waschen.

er?“

ich bin ...“
gdale ...“

erz legen, Mutter,
ählen, erzählen ...
wurdest.“

ir, als wollte der
n der Vergangenheit
Herz wild — bald
icht mehr mit dem

Raum und ich. Mit
Einmal, da war's
den Asche hing der
aren, sprachen wir:
ja, daß kein Kind
nude ... An jenem
en Wald, tief und
iller, und ich hörte
und in der Hütte
— geküßt, als wär's
nen — gegen alles
Morgen, waren wir
daß das Kind Raub
de. Und so suchte
und wollte dich ihr
da bleibst du bei
d ich habe dich so
ind liebhaben kann,

Arbeiten gedacht hatte! Noch weniger an das, was das Leben
bot an Freuden und Genuß! — Und doch klang das so deutlich,
so fest aus diesen Zeiten, dies „Ich will!“ — so beinahe, als hätte
er, er selbst es geschrieben! —

Da war kein Ausweichen, kein Verschönigen der Verhältnisse,
klar und durchdacht reihete sich Wort an Wort! — Sein Blut
rann dem durch die Adern, er fühlte es.

Und etwas wie Stolz leimte in ihm auf, etwas wie Freude
und unwillkürlich dachte er verzöhnlicher des Sonntags, der die
Ankunft des Sohnes bringen sollte.

Jetzt, wo er sich ausgepollert hatte, kam etwas von der Güte
herauf, die ihm unbewußt, tief und reich in ihm schlummerte.

Nur daß keine zarte Hand diesen Schatz zu heben verstanden
hatte in seinem langen Leben, daß nur immer seiner Willkür
und Herrschsucht gehuldigt worden war allüberall. Er griff von
neuem nach dem Buch, aber der Inhalt konnte ihn nicht so fesselnd
beschäftigen wie sonst und früher erlosch der Lichtschein in des
Bürgermeisters Luzius Arbeitszimmer an diesem Abend.

Die Fenster im Erdgeschloß, wo des Oberförsters Elten Ar-
beitszimmer lag, standen weit offen. Jetzt am Nachmittag warfen
die alten Eichenbäume tiefen Schatten und vom See her strich
ein erfrischender Luftzug. Das konnte man brauchen nach der
Gluthitze des Junitages, der draußen auf dem Rasenrondell alle
Knospen wachgeküßt hatte an den hochstämmigen Rosenstöden.
Eine friedliche Stille herrschte im Wirtschaftshof.

Alles vom Gesinde war draußen im Feld beschäftigt, und
Frau Elten legte mit den Töchtern Wäsche in der großen Kiste,
deren schwerer Eichentisch zu diesem Zweck ausgezogen war.
Fanny und Erna hatten die großen Stücke vor, während Susi
sich an den Handtüchern abquälte. An dem breiten, weit ge-
öffneten Fenster saß Frau Elten und schnitt Flidwäsche zurecht.
Hin und wieder glitt ihr Auge, das ein Brillenglas schärfte, über
die Töchter, die schweigend ihre Arbeit taten.

Fanny lächelte hin und wieder triumphierend, das war ihre
„letzte Wäsche“ auf absehbare Zeit, die sie legen helfen mußte.
In vierzehn Tagen war sie befreit in Lichterfelde, wo ein Fabrik-
besitzer sie zur Gesellschaftlerin der leidenden Frau engagiert hatte
mit vierhundert Mark Gehalt. In große Verhältnisse kam sie dort
und vielleicht konnte sie sich einen Teil des Gehaltes ersparen.

Fanny hatte unternehmende Gedanken für die Zukunft. Hei-
raten würde sie kaum einer, aber darum brauchte sie doch ihr Leben
nicht zu verkauern! Später würde sie eine einfache Fremden-Pen-
sion aufmachen in irgendeinem netten Badeorte. Zu wirtschaften
verstand sie doch und ein kleines Kapital hatte sie auch liegen für
die Ausstattung. Frohgemut sah sie der nächsten Zukunft entgegen.

Anders die kleine Bräut. Sie wartete immer noch auf eine
Antwort Manfreds, der seit beinahe acht Tagen bei seinen Eltern
weilte. Die Ungewißheit peinigte sie geradezu! Was es denn
so große Schwierigkeiten zu überwinden bei seinen Eltern? —
Wollte man vielleicht sie nicht, weil sie arm war? —

Sie wurde blaß und nervöser von Tag zu Tag. Ihre kleinen
Hände zitterten, während sie mit Fanny das Wasen zurechtzog.
Und doch öffnete kein Wort ihr die Lippen, kaum ein Seufzer.

Am unteren Ende des Tisches stand Susi. Ihre Arbeit rüdte
nur sehr langsam vor sich und öfter und öfter hastete der strenge
Blick der Mutter an der Jüngsten.

„Komm mal her, Susi!“ —
„Das Mädchen kam zögernd näher.“

„Was hast du in der Tasche? — Sicher wieder ein Buch!
Komm mal her!“ —

Susi errödete und erblaßte, ihr Blick glitt nach der Tür.
Aber schon umfaßte Frau Elten's Hand wie mit eisernen
Klammern ihren Arm. „Augenblicklich gibst du es her!“ —

„Sei nicht böse, Mutti, sei nicht böse!“ — klang es schluchzend,
und Susi zog ein kleines, grünes Buch aus der Tasche des ver-
waschenen, hellen Sommerkleides.

„Nun hör doch alles auf!“ schrie Frau Elten zornig! „Du un-
geratenes Ding, schämst du dich denn gar nicht! Wo hast du das
nun wieder her. Ludwig der XIV. und sein Hof! Die Geschichte
eines Halsbandes! Ein Hintertreppentoman schlimmster Sorte!
Wer gab dir das?“ —

„Ich fand es neulich auf dem Boden in der alten Bücherkiste
aus Onkel Pauls Nachlaß!“ — schluchzte das Mädchen, und
schlug die Hände vor das Gesicht.

„Na, schon gut! Papa wird dir ...“ Frau Elten unterbrach
sich; denn Karoline kam eben zur Tür herein mit dem Karten-
teller in der roten Faust.

„Besuch ist da, gnä' Frau! Und der Herr Oberförster läßt
bitten, gnä' Frau möchten herüberkommen!“ —

Frau Elten nahm die Karte und las. Dann erhob sie sich und
nahm die Brille ab.

„Wer ist's, Mutti!“ riefen die Töchter, als die Tür sich hinter
Karoline geschlossen hatte.

Frau Elten überhörte die Frage.
„Macht die Wäsche fertig, damit ihr morgen an den Flidtorb
kommt!“

Mit diesen Worten hatte sie das Zimmer verlassen. Auf
dem Vorplatz lehnte sie noch einmal um und ging bis zur Tür des
Zimmers zurück, dessen Schlüssel sie umdrehte, um ihn in die
große Tasche des Kleides zu versenken. Man konnte nicht wissen!

Susi horchte überall herum und das war in diesem Fall sehr
überflüssig, wo Referendar Luzius seine Aufwartung machte.

„Eingeschlossen sind wir! Mama ist doch manchmal mehr
als komisch, so als wären wir noch Kinder!“ meinte Erna und
warf das Wäschestück auf den Tisch.

„Habt ihr eine Ahnung, wer es sein kann? Mutter tat ja
ordentlich wichtig!“

„Keinen Schimmer“, sagte Fanny gähmend und warf sich in
den Schaukelstuhl! „Aber, Kinder, ist das ne öde Beschäftigung!
Und gar noch bei Mutters schlechter Laune! Gott Dank, daß ich
raus komme aus der ewigen Zammerei! Papa hat wieder heut
morgen Zeter und Mordio geschrien über die Schusterrechnung
und die von Pätzsch wegen der Wintermäntel. Ja bellegen muß
man sich doch! Wenn ich so denke, daß Leute in unseren Verhält-
nissen auch noch Gesellschaften geben, oder vielmehr geben müssen!
Ich sehe dieses Muß aber gar nicht ein! Im Gegenteil! — Ich
bitte euch, was haben wir davon. Lauter alte Leute, die gut
essen und trinken wollen! Und natürlich „muß“ alles ebenso
sein wie bei den andern. Es darf an nichts fehlen, weder an Sekt,
noch an Hummer und Kaviar, dafür ist der Mensch eben als
Herdentier geboren! — Wenn ich an Vaters Stelle wäre, ich
gäbe die dummen Gesellschaften auf, mit dem Geld ließe sich
das ganze Hauswesen angenehmer gestalten!“

Erna nickte schweigend zu dem Erguß, aber eigentlich konnte
sie das Lamentieren der älteren Schwester über diesen Punkt zu
genügend, um noch Interesse daran zu haben, ihre Gedanken
waren noch immer bei dem Besuch. Eine Ahnung schlich ihr
plötzlich ins Herz. Wenn es Manfred wäre!

„Susi!“ begann sie schmeichelnd, „du mußt mir helfen! Du
mußt sehen, wer bei Vater ist! Ich schenke dir auch mein silbernes
Armband! Du bist doch früher oft aus dem Fenster geklettert!“

Die Kleine nickte gönnerhaft. „Also auf Wort das silberne
Armband! Fanny, du hörst es! Abwärts Mutter hat mein
Buch liegen lassen ... Hurra! Sie griff eilend danach und lief
an den Nachlosen, dessen Ofentür sie rasch aufschraubte.

„Da sieht es feiner!“ sagte sie, „und gebeizt wird jetzt nicht.“

Die Schwestern lachten. Vergessen lag die Wäsche auf dem Tisch.
„Geh doch, Susi, mach schnell!“ drängte Erna.

„Leicht mir Haarnadeln!“ befahl die Jüngste und wand die
langen, biden Böpse geschickt um den Kopf. Dann schlüpfte sie
aus dem Kleiderrock und stand in dunkelblauen Reformhosen da.

(Fortsetzung folgt.)

Kaffeebränzchen.

Von E. Schwäher.

(Nachdruck verboten.)

Als ich nach jahrelangem Aufenthalt im Ausland für kurze
Zeit in die Heimat zurückkehrte, fand ich gar manches der
Nezeit entsprechend verändert.

Die alten, trauten, von duftenden Linden umstandenen Röhren-
brunnen tauchten zwar noch wie einst über den moosbewachsenen
Holztrögen, aber die weibliche Einwohnerschaft des Städtchens
kam nicht mehr wie früher, um die Eimer unterzustellen, Salat
und Gemüse zu waschen und sich dabei alle Neuigkeiten zu erzählen.

Die neue Wasserleitung versorgte beinahe jedes Haus mit dem
nötigen Raß. Nur zwei der reichsten Bauern hatten von diesem
Fortschritt nichts wollen; sie holtten nach wie vor das Trinkwasser
am Röhrenbrunnen, und das Wasser für das liebe Vieh lieferten
die Pumpen der Hofreiten. Ich muß bekennen, daß mir dieses
zähe Festhalten am Althergebrachten, dieser starre Bauernsinn,
gar nicht schlecht gefiel.

Auch das oberhalb des Städtchens in einem saftigen Wiesen-
grunde erbaute Quellenhäuschen, aus dem meiner Kindererinne-
rung nach der Storch alle Leute des Städtchens mit kleinen
Ersproßlingen versorgte, war noch da, aber es kam mir so vor, als
ob die schlacköpfige Jugend nicht mehr an diese Beschäftigung
Meister Adebars glaubte. Sicher ist, daß ich, so oft ich auch meine
Schritte in die Nähe des Quellenhäuschens lenkte, niemals eins
der Kinder fand, wie in meiner Jugend singend: Storch, Storch,
guter, bring mir einen Bruder! Storch, Storch, bester, bring
mir eine Schwester!

Die Kinder des Städtchens gingen auch viel gepußter als zu
meiner Zeit, und den Bauernmädchen baumelte anstatt der früher

um den Kopf gewundenen Flechten ein sogenannter Mozartkopf mit einer langen Schleife am Ende über den Rücken.

Wie gesagt: mir war manches fremd und neu im Städtchen.

Sogar elektrisches Licht flammte des Abends hinter den Fenstern auf, und nicht nur hinter den Scheiben der Honoratiorenhäuser, sondern auch hinter denen der Bauerngehöfte. Wenn dieses Licht der neuen Zeit mitunter auch so schwach war, daß es dem trauten Lichte der Petroleumlampe kaum das Wasser reichen konnte, und in der „Krone“, wenn der Doktor und der Apotheker gerade leidenschaftlich in den üblichen Abendstatversteht waren, plötzlich den Einfall bekam, auszugehen — es war eben doch elektrisch Licht!

Aber eines hatte sich doch nicht verändert in meinem lieben Heimatstädtchen. Bis ich dies zu meiner großen Belustigung hatte feststellen können, war der Herbst ins Land gekommen. Die letzten Feldfrüchte, Runkelrüben und Kohlrabi waren in der Erde verstaubt und waren zugebedt. Die Kirchweih, nach der nur noch vereinzelt, als Faulenzer verschrieene Bauern im Felde zu tun hatten, war mit der traditionellen Schlägerei vorübergegangen, und die „Spinnstuben“, in denen aber nicht mehr

gesponnen wurde, waren eröffnet und gingen reihum.

Da sah ich an einem Novembertag, der die Chausseebäume vor meinem Hause mit Gewändern von Raufreis angetan, denen die Sonne Tausende und aber Tausende wie Diamanten blitzende Lichter aufsetzte, des Amtsrichters hübsche Magd im Sonntagskleide und weißer, spitzenbesetzter Schürze in dem Pfarrhaus verschwinden und von dort aus ihren Weg in verschiedene Honoratiorenhäuser nehmen. Aha, also doch wohl etwas wie einst, fuhr es mir durch den Sinn. Die heimatischen Kaffevisiten pflegten also doch wie damals mit

halten, war aber, trotzdem es sich keine der Geladenen hatte versagen können, zu erscheinen, sehr in Ungnade bei allen gefallen. Eine ganze Anzahl solcher Kränzchen, denen ich früher auch hatte

bezuhen müssen, und damit so manches erheiternde Erlebnis, aber auch so manche traurige Matschgeschichten, tauchten da in meiner Erinnerung auf.

Ich hatte mich diesmal jeder Besuche im Städtchen enthalten, und blieb somit von Einladungen verschont. — Man betrachtete mich, da ich mir den Wind draußen in der Welt recht hatte um die Nase wehen lassen, auch nicht mehr als ganz zu dem Städtchen gehörig. Nur eine Einladung aus dem Ver-

wandtenkreise stand mir bevor, der ich mich auch nicht gut entziehen konnte. Ich konnte es mir aber nicht versagen, an dem ereignisreichen Tage von Amtsrichters Kaffeekränzchen in der Nähe des Gerichtsgebäudes, das die Dienstwohnung birgt, spazieren zu gehen. Und siehe da! Pünktlich um die festgesetzte Stunde, vier Uhr nachmittags, wurde es lebendig in den stillen Straßen und Gassen des Städtchens. Von allen Seiten kamen die Honoratioren — Damen in Seide gekleidet, den unvermeidlichen Pompadour mit der Handarbeit am Arme, herbei. Zuletzt kam — auch das wie einst — die Rendantin mit langen Schritten ange-

haftet, als ob sie etwas vergessen hätte. Sie kam immer zuletzt, und ob sich die anderen auch noch so sehr mühten, mit Anstand die „Erste“ zu sein, den Rang hatte noch keine der Rendantin streitig machen können. Wie sie es fertig brachte, war allen ein Rätsel. Sie wußten freilich nicht, was mir einmal jemand verraten hatte: daß die Rendantin von ihrer Bodent Luke aus die Gassen des Städtchens ohne Ausnahme übersehen konnte.

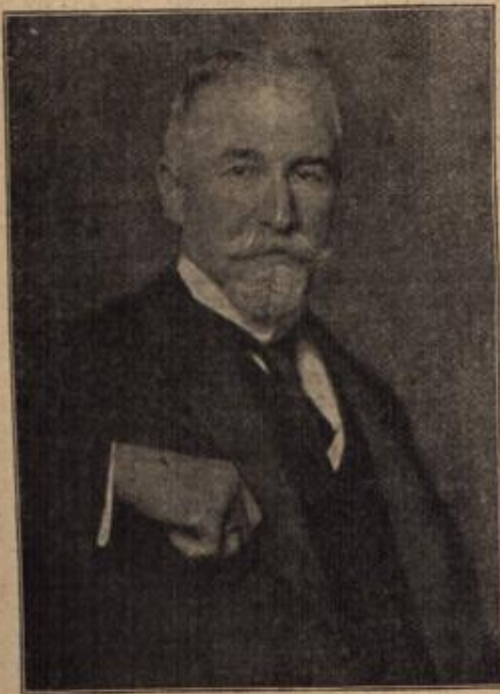
Belustigt sah ich, wie sie nach ihrem Verschwinden hinter der Türe des Gerichtsgebäudes die Hausschelle beruhigen konnte. Aber von oben, durch das offenstehende Fenster brauste mir ein Wortschwall ins Ohr, der bewies, daß die Unterhaltung bereits in vollem Gange war.

Doch halt — da ging die Schelle noch einmal. Der Konditor des Städtchens, der das Gebäud meist erst im letzten Augenblick



Türkische Soldaten beim Wäffenschneider.

Nach einer photographischen Aufnahme aus der Wüste Sinai gezeichnet von Orientaler Georg Macco.



Staatssekretär Dr. von Breitenbach, wurde zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums ernannt. Hofphot. H. Versheid, Berlin. (Mit Text.)

dem Beginne des Winters ihren Anfang zu nehmen, und die jeweilige Frau Amtsrichter nahm das Recht für sich in Anspruch, den Reigen zu beginnen. Einmal hatte die Frau Steuerinspektor, die es nicht mehr hatte abwarten können, das erste Kränzchen abge-



Adolf Torsilowicz von Batodj-Griebe, wurde zum Präsidenten des „Kriegsernährungsamtes“ ernannt. Hofphot. Nicola Versheid, Berlin. (Mit Text.)

Ich konnte mir ein Wortschwall ins Ohr, der bewies, daß die Unterhaltung bereits in vollem Gange war.

Doch halt — da ging die Schelle noch einmal. Der Konditor des Städtchens, der das Gebäud meist erst im letzten Augenblick



Am Sturm vorgeht. (Zent.)

zur Verzweiflung noch zwei grell gefüllten Blätter. Die Zeiten, in denen serig gemacht hat ein vergnügtes S



wurde zum Staatsphot. Deutlich

schwarzer Seide. Zu meinem großen Abend desselben Tages die Magd in meiner Nachschern verschwinden.

Ich konnte mir einander abhalten, doch in meiner dagewesen.

Von da an verschiedene Mladende Dienst eilen sehen, um zu einem Kaff

Ich war, der dantin doch nicht



Am Sturm vorgehende österr. Truppen kommen aus ihren Felsenlöchern.
(Genl. L. und L. Kommandobefehl, Kriegspressequartier.)

zur Verzweiflung der Gastgeberinnen abzuliefern pflegte, trug noch zwei grell verzierte Torten und die übliche Schüssel mit gefüllten Blätterteigstücken und Mohrenköpfen ins Haus. Die Zeiten, in denen mir derartige Genüsse den Mund wässrig gemacht hatten, waren längst vorbei, und so schritt ich, ein vergnügtes Schmunkeln um die Lippen, nach Hause.



Graf von Roeder,
wurde zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes ernannt.
Phot. Deutsche Illustrat.-Ges. (Mit Text.)

schwarzer Seide, dem gastlichen Hause zu. Zu meinem größten Erstaunen sah ich am Abend desselben und am Abend des nächsten Tages die Magd des Bäckermeisters abermals in meiner Nachbarschaft in verschiedenen Häusern verschwinden.

Ich konnte mir doch nicht vorstellen, daß die Bäckermeisterin drei Kaffeekränzchen hintereinander abhalten würde. Das wäre denn doch in meinem Heimatstädtchen noch nicht dagewesen.

Von da an konnte man in jeder Woche verschiedene Male zu Kaffee und Kuchen einladende Dienstmädchen von Haus zu Haus eilen sehen, und eines Tages wurde auch ich zu einem Kaffee gebeten.

Ich war, da es im Hinblick auf die Rentdantin doch nicht möglich gewesen wäre, die

lekte zu sein, die erste, was ja nun als geradezu unfein gilt. Es dauerte eine geraume Zeit, bis alle versammelt waren, und die gute Doktorin befürchtete schon das Absteigen des guten Kaffees, den sie in der Maschine, die ihr eine Tante ihres Mannes aus Wien mitgebracht, bereitet hatte.

Als die Rentdantin, die von allen mit wenig freundlichen Blicken gemustert wurde, als letzte eintrat, schenkte Doktorin Mädchen den Kaffee ein.

Auf einmal fuhr die Doktorin, wie von einer Tarantel gestochen, mit dem Schredenruse: „Du lieber Gott!“ in die Höhe, und die Damen mit ihr.

„Vina, der Apfelfuchen und die Schlagfahne sind ja noch nicht da! Laufen Sie mal schnell zum Konditor! Nein, so etwas!“

Na, der Apfelfuchen kam, und damit kam auch erst die rechte Stimmung in die Gesellschaft.

Mit unbekannte Ereignisse, die einen Sturm im Wasserglase entfesselt hatten, rauschten an meinem Ohre vorüber, bis mich der Name der reichen Bäckermeisterin aufhorchen ließ. Und nun hörte ich mit stillem Vergnügen an, welches Ver-



Admiral Zheer. (Mit Text.)

brechen die Arme begangen, ein Verbrechen, über das im ganzen Städtchen große Aufregung herrsche.

Drei Kaffeekränzchen hatte sie sich hintereinander zu geben erlaubt und ihre Gäste in drei Kategorien eingeteilt, in die „Seidenen“, die „Wollenen“ und „Baumwollenen“. (Die Jugend des Städtchens hatte diese drei Benennungen schnell gefunden.) Die „Seidenen“, das heißt: die angesehensten Bürgerfrauen, hatte die Bäckermeisterin zuerst eingeladen. Am zweiten Tage hatte sie die „Wollenen“, das heißt: die einfachen Frauen ihres Bekanntenkreises, gebeten, und am dritten Tag die „Baumwollenen“, die aus bescheidenen Leuten ihres Kunden- und Bekanntenkreises bestanden. Und diesen hatte sie die Reste vorgesetzt, die die „Seidenen“



Vize-Admiral Hipper. (Mit Text.)



Drei Meter vom Feinde.

Wir zeigen hier eine deutsche Stellung aus den Vogeln. Bei dem kleinen Holzrahmen links, oberhalb des Offiziers liegt der Gegner. — Phot. Wipperling. (Genl. Generalstab.)

lindernden Mitteln ausgeführt. in Oberbach-Giechberg.

werden.

Telephon Nr. 25.

und „Wollenen“ übrig gelassen hatten. Als das nun ruchbar wurde, hatten die „Baumwollenen“ der Bäckermeisterin die Kundenschaft und die Freundschaft gekündigt.

Unfassbar belustigt lauschte ich diesen Dingen, während ich die Stiche an meiner Handarbeit, die ich der Sittē gemäß in den Händen hielt, zählte. Noch des Nachts im Traume beschäftigte ich mich mit dem Gehörten. Ich sah die „Baumwollenen“ und die „Wollenen“ mit Kuchenresten nach der von den „Seidenen“ beschäftigten Bäckermeisterin werfen, ohne sie zu treffen.

Magdale.

Skizze von Jos. A. Deloni. (Nachdruck verboten.)

Mum war das kleine Magdale fünfzehn Jahre alt geworden; dieses arme Mädel mit dem dünnen, strohblonden Zöpfchen, das steif über den Höder hing, der so groß war, daß es schien, als wollte er den schwachen Körper ganz zur Erde drücken. Das Gesicht sah so alt aus, die Finger waren so blutleer und dünn — wenn man im Dorfe nicht gewußt hätte, daß das budlige Magdale erst fünfzehn Jahre alt ist, man hätte es für ein altes Weiblein gehalten, das vom Holzlauben aus dem Walde kommt und von einer armseligen Pfründe lebt.

Und doch war das Magdale so, so glücklich ... Es hatte ein Kinderherz wie jeder junge Gud-in-die-Lust in diesen Jahren — voll Lust und kühnen Hoffnungen. O, sie fühlte die Last ihrer Häßlichkeit nie! Sie wollte ja nur für ihr Mutterlein leben, die war ihr alles, der wollte sie alles sein.

Und das Herz der alten Karnerin hing auch an dem Mädel. Wollte dem jungen Seelchen ihr ganzes Gut geben, das sie hatte, wenn es auch wenig war — oft herzlich wenig. Sie stidte mühsam aus alten Resten einen Sonntagsstaat, flocht ein himmelblaues Band in das strohblonde Zöpfchen, damit sie schön sei, wenn sie zur Kirche ging.

Und wehe, wenn einer was Unrechtes über ihr Magdale sagen wollte, da konnte sie gleich einer Löwin werden, der man ihr Junges raubt. Ja, wäre nur ihr Herz nicht schwach geworden seit der schweren Krankheit im Winter, und hätten nur ihre Glieder die Spannkraft der Jugend in sich getragen, hätte sie doppelt glücklich sein können. So aber war sie alt, sehr alt — volle siebzig Jahre.

Es lag der Schmerz im Vorausahnen, der die alte Karnerin oft so traurig stimmte, den sie aber zutiefst in ihrer Seele barg. Wenn man einmal so alt geworden, denkt man nachhaltiger als alle anderen am Morgen, ob man die Sonne noch sehen wird am Abend, wenn sie untergeht.

Es war an einem Abend, da kam das Magdale heim mit nassen Kleidern und rotem Gesicht, eine Hand presste sie ans Herz, weil es so wild schlug. Haltlos kam es von ihren Lippen:

„Mutterlein, denk dir, die Müllerin hat ihre fünf jungen Kagen in einem Sad in den Mühlbach g'worfen. Und die alte Kay ist am Ufer hin und her g'laufen, hat g'schrien wie wahnsinnig nach ihren Jungen. Die sind talab g'schwommen und haben sich im engen Sad vor dem Tod g'wehrt. Ja, g'schrien hat sie, die alte Kay — is ja auch a Mutter. Siehst, Mutterlein, das hab' ich mir auch dacht! Und ich hab' mir's vorg'sagt, fünfmal, zehnmal: Mutter — Mutter ... Und da bin ich hinein in den Bach — hab' ihn wohl nicht gleich ertwischt können, den Sad — bis er sich in einer Weiden g'fangen hat — da hab' ich ihn dann hochg'halten übers Wasser und überm Tod! Ich war so glücklich, Mutterlein, so glücklich! Wie die alte Kay ihre Kinder wieder sieht, wie eins nach dem andern aus dem Sad kriecht, da hat sie g'schnurrt vor lauter Seligkeit — ich mein, sie hat auch glaubt, daß ihre Jungen wieder geboren sind.“

Die Karnerin nahm Magdales Kopf in ihre Hände.

„Das war so gut von dir, mein Magdale, so gut! Einer armen Mutter helfen, wenn's auch nur ein Tier ist, ist ein schönes Werk. Weißt auch, was das heißt: Mutter sein? Viele Frauen sind's — und kennen die Würde nicht! Und andere wieder, die möchten's mit tiefer Liebe sein und möchten alles hergeben, was sie besitzen — und haben kein Kind!“

Die alte Karnerin ging in ihr kleines Häuschen, das ganz umwachsen war von Feuerbohnen, die eben in roter Blüte standen. Warum mußte sie so still weinen? Und sie wollte nicht, daß es Magdale sieht.

Das kleine Magdale saß vor der Tür, blidte durch die Bäume auf den talwärts rauschenden Bach, und durch ihren Geist zogen die Worte, die sie nicht fassen konnte: „... und andere wieder möchten Mutter sein und möchten alles hingeben, was sie besitzen, und haben kein Kind.“

Aber den Weg kamen harte Schritte.

Die Müllerin war zur alten Karnerin laut scheltend gekommen: Wie konnte sich dieses dumme Ding, das Magdale, nur unterstehen,

ihre jungen Kagen wieder herauszufischen, die sie in den Bach geworfen, um von der Plage befreit zu sein! Nun sei die winniernde Sippe wieder von der alten Kay ins Haus geschleppt worden, rumore im Hause herum und miaue den ganzen lieben Tag und die stille Nacht, wie früher! Glauben's, Karnerin, daß es mir Freude macht, alle Tag' Kagen in den Bach zu werfen, und euer Dindl fängt mir alle lebend wieder heraus?“

„O, hat wohl recht daran getan!“ sagte die Alte zur Antwort. „Das Herz hat's ihr g'sagt, daß es unrecht ist, einer Mutter die Jungen zu töten!“

„Aber, Karnerin,“ und die Müllerin lacht derb auf, „wer wird so einsichtig denken! A Kay, denken's doch, a Kay, Karnerin ...“

„Und g'schrien hat sie doch, wie sie ihre Jungen im Wasser hat ertrinken sehen ... gelten S' ... a Kay ... nur a Kay ...“

„Mein Gott, hätt' sich auch tröst', das — das Vieh ...“

„Wer weiß ... wer weiß ... ist oft gar schwer ...“

„Aber alls kann man sich trösten ... wenn man Ihnen das budlige Magdale nehmen tät' ... ja, ja ... nach einer Weil' wär auch die alte Karnerin wieder gutg'macht.“

Da fuhr die Alte wild auf: „Was? Mir mein Magdale nehmen?! ... Ja, wann Ihr das könntet ...“

„Aber, Karnerin, Ihr braucht's nicht so bleich zu werden wie der leibhaftige Tod. Is ja doch nicht Euer Tochterl — is ja nur so ein Zigeunerkind — von der Strassen aufg'hob'n irgendwo ...“

Und ein Lachen kam über sie, als sie das sagte, so wie Frauen lachen, die geübt zu haben glauben.

Und mit schweren Schritten ging sie über den Weg zurück. Nachwanken wollte ihr die Karnerin, ihr irgend etwas erwidern, aber das kranke Herz war so schwach — so furchtbar schwach — sie stützte sich an die Haustür und konnte kein Wort sagen ...

In dunklen Hausflur auf einer wurmstichigen Truhe saß das Magdale und ihre braunen, tiefen Augen starrten auf die alte Karnerin und die Lippen bebten auf und nieder, bis sie die Worte nachsagen konnte: „Ein Zigeunerkind bin ich ... von der Straße aufgehoben ... irgendwo ...“

Es kam die Nacht! Die alte Karnerin schleppte sich in die Stube. Da wurde der Schmerz zu heißen Tränen. Wie der müde, alte Körper erschüttert war.

Das Magdale schlich herein. Sie sah die alte Frau weinen und konnte es selber nicht. Sie war ernst und um ihre Lippen ging ein weher, harter Zug ...

Sie legte sich zu den Füßen der Karnerin ...

„Du, Mutter, sag', warum weinst denn ...?“

„O, du mein Gott, heiß' mich nicht Mutter, das gebührt mir nicht, das hab' ich ja nie sein dürfen vom Himmel aus ... Ich lieb' dich so wie mein Kind und wenn du Mutter g'ruß'n hast, so war mein Schmerz eingekullt, und darf' ich das Wort Mutter nicht hören — weil's nicht recht ist ...“

Da krallten sich Magdales Finger tief in die Kleider der Frau, der Kopf schien weit über den Höder hinaus zu wachsen.

„Du ... du ... du bist nicht meine Mutter?“

„Nein! Magdale ... nein!“

„O, du willst es nicht sein, weil ich so häßlich bin ...“

„Sag's nicht ... sag's nicht ... mein Magdale ...“

„Ich will meinen Kopf unter deine Schürze legen, Mutter, jezt siehst du meinen Kopf nicht und launst erzählen, erzählen ... wie ich zu dir kam und wie du meine Mutter wurdest.“

Die Augen der alten Frau suchten die Tür, als wollte der Geist hinaus ins Freie, alle die Erinnerungen der Vergangenheit zu suchen ... Bald schlug ihr krankes Herz wild — bald wiederum stille, — so stille, als wollte es nicht mehr mit dem Leben Takt halten.

„Wir waren arm wie Feldmäuse, mein Mann und ich. Mit einem Karren zogen wir durch die Alpen. Einmal, da war's abends vor fünfzehn Jahren. Aber der glühenden Asche hing der Kuchtopf und immer, wenn wir so alleine waren, sprachen wir: Wenn wir ein Kind hätten! Und wir wußten ja, daß kein Kind mehr unser sein soll, denn wir waren alt und müde ... An jenem Abend trieb mich etwas Unbestimmtes in den Wald, tief und tiefer ... Da war ein verlassener Kohlenmeiler, und ich hörte dennoch eine Stimme ganz fein und klagend und in der Stille finde ich ein kleines Kind und hab' es geküßt — geküßt, als wär's mein eigenes ... und hab' es mit mir genommen — gegen alles Recht ... Als wir weiterzogen am anderen Morgen, waren wir drei. Mein Herz war gequält — ich wußte, daß das Kind Raub sei und daß eine Mutter danach weinen würde. Und so suchte ich deine Mutter, Kind, mit allen Mitteln und wollte dich ihr wieder geben, aber wir fanden sie nicht und da bleibst du bei mir, nimmst meines Mannes Namen an und ich habe dich so lieb — so lieb, Magdale, wie man nur ein Kind liebhaben kann, das der Himmel schenkt.“

Jegendwo pfiß draußen ein Vogel in der Nacht. Und in der Stube war es so still geworden. Die Hände der alten Frau lagen schwer lastend auf Magdalen's Kopf, deren braune, tiefe Augen tränenleer unter der Schürze hervorsahen. O, sie fühlte, irgend etwas ist aus der Stube gegangen, leise, aber sie hatte die Angeln gehört... Das war das Leben der alten Frau. Und sie stand leise auf, die bündige Kleine. „Mutter...“, und sie küßte die bleichen Lippen lange — lange...

Praktischer Rat für die Kriegszeit.

Von M. Knechtel-Schönan. (Nachdruck verb.)

Die deutsche Hausfrau soll in der jetzigen schweren Zeit nicht nur bemüht sein, die Vorräte an Brotgetreide und Hülsenfrüchten zu strecken, sondern auch die an eingelegten oder gedörrten Gemüsen und Obst, also zurzeit diese nicht angreifen, so

Regierbild.



Wo ist denn mein Gohrgast geblieben?

lange es noch frische Gemüse, Apfelsinen, Bananen, Maronen gibt. Denn es ist noch lange hin, bis frischer Zuwachs kommt und in den Früh Sommer-Monaten hören die oben genannten Ersatzmittel auf und dann erst sollte man die Konserven in Gebrauch nehmen. Apfelsinen ergeben mit rohen Äpfeln oder Bananen, Datteln und Feigen vermengt ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Kompott, das man als Ergänzung der Hauptmahlzeit, nicht als Nachtisch, bzw. Schleckerei ansehen soll. Ebenso verhält es sich mit den einfacheren Süßspeisen, z. B. Apfelsinencremes, die mit Sago, Buchweizenmehl, Kartoffelmehl, Maizena oder Sugiama hergestellt werden und als Bestandteil der Mahlzeit Fleisch und Hülsenfrüchte ersparen. Ferner sollte man zur Apfelsinenzeit Apfelsinenmuss für Brotaufstrich eintochen, denn es streckt die Vorräte an anderem Obstmuss bis zur neuen Ernte. Eine, besonders für Kinder berechnete Kochvorschrift ist folgende: 10 große, möglichst süße Apfelsinen werden sehr sauber geschält und von allen anhaftenden weißen Häuten befreit, entkernt, in Stücke geschnitten und mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser aufgetocht. Der Brei wird durch ein Haarsieb gestrichen und mit $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker nochmals aufgetocht. Am nächsten und übernächsten Tage wird das Mus nochmals aufgetocht und dann erst in Gläser gefüllt und luftdicht verschlossen. Die angegebene Menge kostet etwa 60 S. und reicht für 4 Personen bei zweimaligem täglichen Aufstrich 3 Tage, ist also ein billiger, wohlschmeckender und sehr gesunder Brotaufstrich. Für Erwachsene nimmt man gern noch den Saft einer bis zwei Zitronen und wohl auch etwas geriebene Apfelsinenschale dazu, dann ist das Mus herzhafter im Geschmack. Sparame Hausfrauen mischen noch $\frac{1}{4}$ Karottenmuss darunter, doch da dieses Gemüse nicht mehr allzureichlich vorhanden ist, kann man diese Sparame nicht als kriegswirtschaftlich ansehen.

Als Dauerobst lassen sich entkernte Apfelsinenscheiben auf Bedische Art in die eingetochten Zucker einlegen, wobei man auf 1 Pfd. abgeschälter Apfelsinen 1 Pfd. Zucker rechnet. Dieses Kompott ist sehr fein, lange haltbar und der reichlich sich bildende Saft ergibt noch gute Limonaden und Bowlenzusätze. Auch die Vereitung von Apfelsinensaft ist zu empfehlen, er kommt bei dem Saftreichtum dieser Frucht nicht teuer zu stehen, ist, mit Wasser vermengt, ein gutes blutreinigendes und sehr durststillendes Getränk und auch mit Himbeer- oder Kirchsaff vermengt für Tinten zu Süßspeisen gut verwendbar. Man spart dann an diesen teuren Säften. Die Schalen der Apfelsinen ergeben mit Zucker eingetocht ebenfalls einen wohlschmeckenden Saft, der für Limonaden, Bowlen, Punsch und zum Kochen von Obst sehr angenehm ist. Will man die Schalen verwenden, so müssen die Apfelsinen zuerst mit einem dünnen, scharfen Messer (am besten Obstmesser) geschält werden und zwar so, daß die gelbe Schale ohne anhaftende weiße Häutchen ganz dünn abgeschält wird. Die gelben Schalen werden dann in sehr feine Streifen geschnitten und in ein vorher erwärmtes Gefäß gelegt. Indessen kocht man 1 Pfd. Zucker mit einem Liter Wasser, schäumt den Zuckersaft gut ab und gießt ihn kochend über die Apfelsinenschalen, worauf man sie fest zugedeckt bis zum andern Tage stehen läßt. Dann filtriert man die Mischung durch ein Mulltuch, füllt den Saft in Flaschen und sterilisiert ihn 25 Minuten. Auf die angegebene Zucker- und Wassermenge rechnet man 2 Pfd. Apfelsinenschalen.

Sind die frischen Obstvorräte zu Ende, so kommt das Dörrobst an die Reihe, bei dem aber zu beachten ist, daß es durch richtige Zubereitung auch völlig ausgenützt und wohlschmeckend gestaltet

wird. Hierzu gehört in erster Linie, daß es genügend ausgequellt wird, bevor man es kocht, was 24—36 Stunden beansprucht, je nach Härte der Schale des Dörrobstes. Ferner muß es ganz langsam und fest zugedeckt dämpfen, weshalb es in der Kochliste am schönsten wird. Besitzt man keine Kochliste oder dergleichen Kochapparat, so helfe man sich damit, daß man das bis zum Kochen gebrachte, fest zugedeckte Obst auf einen anderen Topf mit kochendem Inhalt stellt, den man mit einer der praktischen Topfstützen mit seitlichen Handgriffen bedeckt. Auf einer solchen Stütze dampft das Obst langsam weiter, man hat nur darauf zu achten, daß der untere Topf im Kochen bleibt. Diese praktischen Topfstützen sollten von den Hausfrauen viel mehr beachtet werden, sie ersparen Platz auf dem Herd und Feuerung, und man kann mit ihrer Hilfe immer heißes Wasser haben, Geschirr anwärmen usw.

Wenn das Dörrobst halbweich gekocht ist, gebe man erst den noch nötigen Zucker daran, und wenn es gar wird, lasse man es im festzugedeckten Topfe langsam verkühlen. Dadurch bleibt es rund und voll, während es aufgedeckt schnell erkaltet, faltig und unansehnlich wird.

Bei besonders hartschaligem Obst, wie Birnen, Pfirsiche und manche Art Pflaumen ist es ratsam, vor dem Einweichen die Schale mehrfach mit einer Nadel zu durchstechen, dann saugt die Frucht leichter das Wasser an und quillt voller auf. Gewürze, die aus dem Auslande kommen, sollte man so wenig wie möglich verwenden. Für Dörrobst ist die Zutat von Zimet und Nelken völlig überflüssig. Ein Stückchen Zitronenschale oder Apfelsinenschale genügt als Würze vollkommen. Die für Apfelsinen verwendeten getrockneten Apfelfringe oder Spalten müssen auch vor dem Kochen eingeweicht werden, aber nur etwa 12—15 Stunden. Will man das Mus recht weiß haben, füge man dem Einweichwasser etwas Zitronensaft zu.

Alles Dörrobst muß vor dem Einquellen mit warmem Wasser gründlich, aber auch recht schnell abgewaschen werden, denn es haftet immer recht viel Schmutz daran. Das Einweichwasser darf keinesfalls weggegossen werden, sonst würde man zuviel Nährstoffe vergeuden und das Obst würde sad schmecken, wenn es nicht darin gedämpft würde.



Die beiden Seelen.

Es ist's, als ob ich deine Hände hielte,
Und bin doch unendlich fern von dir.
Mir ist, als ob ich deinen Atem fühlte,
Ist doch weit Land zwischen dir und mir.

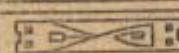
Wenn die Sterne hoch am Himmel stehen,
Hat sich meine Seele aufgemacht,
Einen dunklen, weiten Weg zu gehen,
Auch deine geht wandern in der Nacht.

Da finden sich die beiden Seelen,
Umhüllt von Schweigen und Dunkelheit,
Jenseits der Welt und dem irdischen Quälen,
Und um sie zittert ein Sternleinleid.

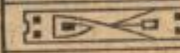
Und will die Nacht sich zum Tage wenden,
Gehen sie den weiten Weg zurück,
Und tragen in ihren schimmernden Händen
Unirdischer Speise ein köstliches Stüd.

Dann ist mir, als ob ich deine Hände hielte
Am Tag, und bin doch so fern von dir;
Dann ist mir, als ob ich deinen Atem fühlte,
Und ist doch weit Land zwischen dir und mir.

Hans Wagner (im Jenseit).



Unsere Bilder



Staatssekretär Dr. v. Breitenbach. Der zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums ernannte Königlich Preussische Staatsminister, Minister der öffentlichen Arbeiten und Chef des Reichsamts für die Verwaltung der Reichseisenbahnen, Erzellenz Paul v. Breitenbach ist am 16. April 1850 in Danzig als Sohn des Rechtsanwalts und Justizrats August Heinrich Breitenbach geboren. 1878 trat Breitenbach in den Eisenbahndienst über. In den Jahren 1880 bis 1884 bekleidete er das Amt eines Technikers für Verkehrs- und Tarifangelegenheiten bei den Oberschlesischen Eisenbahnen in Breslau. Nach erfolgreicher Tätigkeit bei den Eisenbahndirektionen Hannover und Altona wurde er im Jahre 1897 zum Präsidenten der Direktion Mainz ernannt. Als solcher leitete er die Überführung

der heftigen Eisenbahnen in preussische Verwaltung. — Im Jahre 1903 übernahm er das Präsidium der Eisenbahndirektion Köln. Von diesem Posten wurde er dann drei Jahre später als Minister der öffentlichen Arbeiten nach Berlin berufen.

Der Präsident des Deutschen Kriegsernährungsamts, Adolf Tordillo-wicz v. Batoni Griebel. Er steht seit Oktober 1914 als Oberpräsident an der Spitze der schwer heimgeführten Provinz Ostpreußen, deren Wiederaufbau unter seiner Leitung erfolgt. Er vereint eine weitgehende Gewalt in seiner Hand, indem er das Verfügungs-, Enteignungs- und Preisfestsetzungsrecht über alle Lebensmittel, Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelversorgung notwendig sind, besitzt.



Jägermonolog.

„Früher hat es viel ganze Wälder geben, die von der Jagd gelebt haben, und unter ihnen hat allweil ein Gfrett, bis er sein Pöchtchen raus- geschossen hat!“

günstigen Ausgang der Schlacht beigetragen. Der Deutsche Kaiser verlieh ihm den Orden Pour le mérite.

Admiral Scheer, der Führer der deutschen Seestreitkräfte in der siegreichen Schlacht am 31. Mai 1916 in der Nordsee. Der Deutsche Kaiser verlieh dem Admiral Scheer den Orden Pour le mérite.

Allerlei

Schlaun. „Warum nennen Sie Ihre Köchinnen immer ‚Mise‘, Frau Professor? Die heißen doch gewiß nicht so?“ — „I bewahre! aber mein Mann soll nicht merken, daß ich so häufig wechsle! Der meint, ich hätte noch immer dieselbe Mise wie vor fünf Jahren!“

Napoleon III. als Feiertagsmännchen. Als Kaiser Napoleon III. über Frankreich regierte, da ging es im kaiserlichen Schloß, den Tuilerien, oft recht lustig zu. Nicht nur glänzende Feste zeugten von der Vornehmheit des französischen Kaiserhofes, sondern auch im kleinen Gesellschaftskreise, wo nur der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem nächsten Gefolge anwesend waren, herrschte oft ausgelassene Fröhlichkeit. Einmal waren außer dem Gefolge zu einem Souper die schöne Madame Copeau und der Unterrichtsminister von Maupeou eingeladen. Nach aufgehobener Tafel ging man in den Musiksaal und Madame Copeau, die eine hervorragend schöne Stimme hatte, trug Lieder am Klavier vor. Alles war entzückt und begeistert. Da ließ der Kaiser einen mächtigen Feiertagsmännchen hereinbringen und machte sich den Spaß, diesen selbst zu drehen. Aber das ging nicht immer im Takte. Napoleon war bald ermüdet und Madame Copeau sagte zu ihm scherzend: „Majestät, in Paris müssen alle Feiertagsmännchen zur Ausübung ihres Berufes einen Schein haben. Ihnen darf aber ein solcher Schein nicht ausgestellt werden, denn Majestät verstehen noch nicht, den Feiertagsmännchen zu spielen!“ Napoleon antwortete der schönen Frau höchst belustigt über ihren gewagten Scherz: „Madame, wenn Sie mit mir durch die Straßen ziehen und singen, während ich den Feiertagsmännchen drehe, dann lasse ich mir sofort einen Schein als Feiertagsmännchen ausfertigen.“

Die Taschentücher stammen aus Italien und waren schon zur Zeit der Hohenstaufen in Gebrauch, denn Friedrich der Zweite besaß seinem Intendanten in Sizilien, den Mägen und Kindern zwei Kazzolli aus Viminum zu geben, also leinene Taschentücher. Bis zum sechzehnten Jahrhundert hielt sich auch in Deutschland die Bezeichnung Kazzeln, Kazzelnlein, ja in einigen Gegenden Oberbayerns und Österreichs aber hat sich dieselbe bis heute erhalten. Daß der Gebrauch der Schnupftücher nicht allgemein war, beweist Erasmus von Rotterdam: „Anleitung zur Wohlstandigkeit“. Derselbe ist in Fragen geteilt und die sechste lautet: „Wie soll die Nase mit ihrem Zubehör gehalten werden?“ Antwort: „Reinlich, nie wie ein unsauber Geschirr.“ Feste Frage: „Ist es auch höflich, mit dem parret oder schauben die Nasen zu schneuzen?“ Antwort: „Nein; denn ein solches gehört sich zu tun mit einem Facettlein. So aber leute vorhanden, soll sich der Knabe sein umkehren.“ Im sechzehnten Jahrhundert kommt das Wort Schnupftuch auf, aus dem sich Schnupstuch entwickelte.

Theaterdichter und Geschäftsmann. Dartois, der Direktor des Pariser Faubourgtheaters, wünschte brennend, den älteren Alexander Dumas, den Verfasser so vieler jugendlicher Theaterstücke, zu seinem speziellen Theaterdichter zu machen. Um ihn zur Hergabe des noch jetzt häufig aufgeführten Schauspiels „Kean“ zu bewegen, spekulierte er auf eine stadt-bekannte Schwäche des berühmten Mannes, auf die nämlich, daß er, der außerordentlich viel verdiente, doch das Haushalten so wenig verstand, daß er fortwährend mit Geldsorgen zu kämpfen hatte. Er bot ihm außer den Tantiemen eine Prämie von 2000 Fr. an für den Fall, daß das Schauspiel bei der dreißigsten Aufführung eine Einnahme von 60 000 Fr. erzielt hätte, „aber nicht einen Centime weniger.“ — Dumas überließ ihm im August 1836 für eine gewisse Zeit das Aufführungsrecht an dem Drama und überwachte nun gespannt die Tageseinnahme aus dem Stück. Alles lief sich gut an. Bei der 29. Aufführung, die 2257 Fr. eingebracht hatte, waren im ganzen 57 999 Fr. zusammengekommen. Auf mehr als 2000 ließ sich da doch auch bei der 30. Vorstellung, der entscheidenden, rechnen. Frohgemut suchte Dumas noch während der Vorstellung den Direktor auf, um seine wohlverdiente Prämie abzugeben. — Dartois aber wies ihn mit beleidigender Schadenfreude ab. „Es tut mir leid“, sagte er, „wir sind aber heute im Besuch zurückgeblieben. Es fehlen an der veranschlagten Summe von 60 000 Fr. noch ganze sieben.“ — Das ist allerdings schlimm für mich, ich hätte die 2000 Fr. blutnötig gehabt“, sagte Dumas. „Würden Sie mir nicht 20 Fr. borgen?“ — Das konnte Dartois ihm nicht gut abschlagen. Das 20-Francstück wanderte in die allseitig leere Hand des berühmten Vielschreibers. Es blieb auch jetzt nur solange darin, wie der Weg zur Theaterkasse dauerte. Der Dichter war nämlich ein abgefeimter Geschäftsmann. Er kaufte sich von dem geborgten Gelde zwei Billets, das Stück zu 4 Fr., und hatte damit die vereinbarte Summe um einen ganzen Franc überfliegen. — Am Tage darauf trat er noch einmal beim Direktor an und nahm nun wirklich seine dringend benötigten 2000 Fr. in Empfang. Das geliebte Geldstück gab er lächelnd dem sauerfäß lächelnden Direktor zurück. C. D.

Gemeinnütziges

Grünfütter fördert die Verdauung, das Wohlbefinden und die Ausleistung des Geflügels. Es macht Fleisch und Eier wohlgeschmeckend und gibt dem Eibotter eine goldgelbe Färbung. Das Gefieder des mit reichlichem Grünfütter versehenen Geflügels ist glatt und glänzend.

Levkojen, Akeren und Goldlad werden ebenso stark von den Erdflöhen befallen, wie das Gemüse. Man muß die Beete regelrecht feucht halten, auch an halbschattiger Stelle anlegen und oft mit feinem Sand oder Asche bestreuen. Der Erdflöh verzichtet sich dann.

Gegen hartnäckigen Husten und Schnupfen der Ziegen hilft, sofern es sich nicht um eine Begleiterkrankung schwererer Krankheiten handelt, folgendes Mittel: Man mischt 10 Gramm Schwefelblüte und 10 Gramm Süßholzpulver mit so viel Honig, daß ein schnierbarer Brei entsteht. Davon streicht man der Ziege abends und morgens etwas auf die Zunge. Die Tiere sind vor Zugluft zu schützen.

Zur Reinigung weißer Türen wird noch vielfach Seifenwasser in Anwendung gebracht. Das ist jedoch falsch, weil hierdurch der Anstrich leidet. Empfehlenswerter ist die Säuberung solcher Türen mit einer Abkochen von Weizenkleie. Diese steht als Reinigungsmittel der Seife nicht nach, ohne deren schädliche Wirkungen hervorzubringen.

Sägemehl ist arm an Nährstoffen und wird als Dünger nicht verwendet. Als Zusatz zum Kompost dagegen ist es vorzüglich zu gebrauchen, da es ihn lockert und schneller reif macht. Kaltsböden bilden leicht eine Kruste auf der Oberfläche und werden wohl mit Sägemehl abgedeckt, um dies zu verhindern. Man nimmt dazu halbverrottetes Mehl und gräbt nach der Ernte mit unter.

Logogriph.

Wir sind, wie Punkte, winzig klein,
Mit dem ganzen Körper beim:
Nicht an der Spitze und am Tier.
Ein Land ist's, sehr das ist.
Dast du es mit dem s genannt.
Dann ist's ein Teil vom Deutschenland.
Es gibt, sehr, ein ek lobann.
Dir ein gefährlich Leben an.

Julius Fald.

Scharade.

Mit kalten, rauhen Händen,
Klopfst ein s, zwei an die Tür.
Zu Freude sie auch spenden,
Brüden meist sie für und für.
Die drei, die hier erdneinet,
Uns einen Fluß benennt.
In einem Land, wo's ganze
Als eine Stadt man kennt.

Fritz Guggenberger.

Auflösung.

B	B	P
R	R	E
U	A	R
B	R	N
B	R	A
P	E	R
L	N	D
D	E	E
E	N	R

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.